

Erstausgabe täglich
ausnahmslos mit Ausnahme
des Sonntags und Feiertags.

Abonnementpreis
monatlich 60 Pf.
vierteljährlich 1.80 Mk.
jährlich 7.20 Mk.
Vorauszahlung bei Bestellen.
Nachnahme möglich.
1.00 Mk. zuzü. Postgebühren.

Die Neue Welt!
(Wochenzeitungsbeilage)
durch die Post nicht bestellbar,
kann monatlich 10 Pf.
vierteljährlich 30 Pf.
jährlich 1.20 Mk. bestellt werden.

Verleger: Dr. 1047
Gehrigstr. 10/11
Wohlfahrtshaus

SOZIALISTEN

Interessengruppe
besteht für den gesamten
Kreis aus dem Raum
30 Pfennig.
Für auswärtige Anzeigen
30 Pfennig.
In rezeptionsfähiger Stelle
kostet die Zeile 70 Pfennig.

Interesse
für die tägliche Nummer
wird für den Kreis bis zur
mittigen Zeit 10 Pfennig in der
Gesamtheit aufgegeben
sein.

Entgegen in die
Postzeitung.

Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld,
Baumburg-Weißenfels-Beitz, Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda, Sangerhausen-Eckartsberga
und die Mansfelder Kreise.

Expedition: Harz 42/43.

Redaktion: Harz 42/43.

Ausreden!

Eine gute Ausrede ist ein toller Wert. Die Ausreden aber, deren sich die Regierung bedienen will, um die Wahlrechtsforderung der preussischen Arbeiter abzulehnen, gelten keinen Dretzer.

Zunächst: „Die Regierung ist eine streng verfassungsmäßige Regierung, darum sind für sie Beschlüsse und der Wille des Landtages maßgebend.“

Diese Behauptung ist falsch. Die Regierung hat auch in parlamentarisch regierten Ländern, zu denen Preußen nicht gehört, in allen Fragen, die das Wohl des Landes betreffen, die Pflicht, ihre eigene Überzeugung zu vertreten. Vermag sie das, was für sie richtig und notwendig hält, nicht durchzusetzen, so kann sie durch Auflösung des Parlaments an die Wähler appellieren: kann sie zwischen ihren Ansichten und denen des Parlaments keine Übereinstimmung erzielen, so hat sie zurückzutreten.

Preußen ist aber kein parlamentarisch regiertes Land, sein Parlament ist keine Volkvertretung. Der preussische Wahlrechtskampf ist ein Konflikt zwischen dem Volk und dem in Parlament vertretenen Gentry. Anders als in Frankreich und Preußen in diesem Konflikt auf die Seite des Volkes stellen, erleiden sie dessen unausbleiblichen Sieg, wie es in Bayern und Österreich zu sehen war. Krone und Regierung trauen sich nur für das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht zu erklären, dann wird das Volk mit ihnen sein, und das gleiche Wahlrecht wird binnen kurzem Gesetz werden. Stellen sich aber Krone und Regierung auf die Seite der Gentry, so werden sie das Volk gegen sich haben, das gleiche Wahlrecht wird dann aber schließlich auch gegen ihren Willen Gesetz werden. Denn wenn das Volk etwas erreicht will, so ist es unüberwindlich. Nicht das Volk, sondern seine Gegner werden zum Schaden haben, wenn sich die Regierung hinter die Beschlüsse eines Parlaments stellt, welches das Gegenteil einer Volkvertretung ist!

Zweite Ausrede: „Die Liberalen sollten nicht für das gleiche Wahlrecht eintreten. Denn das gleiche Wahlrecht würde eine Menge Sozialdemokraten ins Haus bringen, die bei der Bildung einer Regierungsmehrheit nicht in Betracht kommen. Die Liberalen würden aufgerufen werden, die Regierung würde sich daher nach härtesten auf Konservative und Ultramontane stützen müssen.“

Ein höchst durchsichtiger Schwinnel! Die Liberalen werden erst recht aufgerufen werden, wenn sie sich aus hindern fraktionsgegnissen einer Forderung der Gerechtigkeit widersehen. Außerdem würde das gleiche Wahlrecht die Stellung des bürgerlichen Liberalismus im Landtage nicht schwächen, sondern stärken. Heute ist er gegen Konservative und Ultramontane vollkommen ohnmächtig. Das gleiche Wahlrecht bedeutet die Betrümmung der konserverativen Vorherrschaft, und er öffnet einem bürgerlichen Liberalismus, der es mit seinen Forderungen

gen ehrlich meint, viel bessere Aussichten, als jedes andere Wahlrecht. Nur ein Beispiel von vielen: Wäre ein konfessionelles Schulgesetz in einem Landtag des gleichen Wahlrechts möglich gewesen?

Dritte Ausrede: „Das gleiche Wahlrecht nützt nur der Sozialdemokratie. Es verdrängt den Gegensatz zwischen Reaktion und Revolution und läßt keinen Platz für gemäßigtere Elemente.“

Das gleiche Wahlrecht nützt der Sozialdemokratie. Das soll keinen Augenblick geleugnet werden. Denn jede gerechte und nützliche Reform wird durch die Sozialdemokratie eintreten. Die Verneinerung des gleichen Wahlrechts durch die Regierung und die bürgerlichen Parteien nützt aber der Sozialdemokratie noch viel, viel mehr. Durch diese Weigerung wird erst klar, daß die Sozialdemokratie die einzige christliche Vorläuferin der Volkstheorie ist, und daß sie mit ihrer Lehre vom Klassenkampf vollständig recht hat. Dieser Klassenkampf aber wird durch das Privilegiennahlrecht nicht gemildert, sondern im höchsten Grade verhärtet. Das gleiche Wahlrecht eröffnet der Arbeiterklasse Aussichten auf einen geschickten ruhigen Fortschritt. Wo sich aber herrschende Klassen hartnäckig an ihre politischen Privilegien klammern, da ist kein Platz für „gemäßigte“ Anschauungen und „gemäßigte Elemente“ sondern nur für rohe Reaktionen und revolutionäre Desesperados. Die „gemäßigten Elemente“ können sich vor ihrer Aufregung also nicht führen durch die Erhaltung des Dreiklassenwahlrechts sondern nur durch dessen schließliche Beseitigung.

Vierte Ausrede: „In einer durchgeführten Wahlreform fehlt dem jetzigen Landtag, dessen Mandat in diesem Jahr abläuft, die Zeit!“

Das Volk hat keine Zeit zu verlieren! Und das Abgeordnetenhaus kann zur Not noch zehn Monate zusammenbleiben; zehn Monate aber reichen vollkommen aus, um sich in einer Frage zu entscheiden, die längst veraltet und überzeit zur Entscheidung ist. Die Regierung will aber nicht nur das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht beantragen, sondern sie weigert sich, sogar eine Teilnahme durchzuführen und eine Abschlagszahlung zu leisten. Nicht einmal der überaus bescheidenen Vorschlag Wartsch, zunächst einmal die Schmähe des öffentlichen Wahlrechts abzuschaffen, hat vor ihren Augen Gnade gefunden. Die Erhebung der öffentlichen durch die geheime Wahlprüfung ist aber durch die Unterbrechung eines einzigen Paragraphen zu bewirken, sie kann ohne Verzögerung in ein paar Tagen durchgeführt werden. Es ist also eine offenkundige Unwahrscheinlichkeit, wenn gesagt wird, die Regierung könne nichts tun, weil der Landtag keine Zeit habe. Der Landtag hat Zeit, sich mit den unruhigen und unverlässigen Dingen zu beschäftigen, wie z. B. mit der Entzerrung der Polen. Es ist also die offenkundigste Verhöhnung des Volkes, wenn ihm gesagt wird, der Landtag habe „keine Zeit“, sich mit den brennendsten Forderungen der Massen zu beschäftigen.

Das sind Ausreden, mit denen man die Faltung der Regierung zu verteidigen versucht, und mit denen sie selbst sich vor-

ausichtlich zu verteidigen suchen wird. Es sind leere Ausflüchte, die das Papier nicht wert sind, auf dem sie gedruckt werden.

Die Weigerung, das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht in Preußen einzuführen, wäre eine Kriegserklärung an das preussische Volk. Dieses muß daher stets für den Kampf gerüstet sein, dessen Devise lautet: „Nieber mit den Feinden des freien Wahlrechts!“

Einkommen sind wir noch nicht am Ende. Von der letzten Entscheidung trennt uns noch der 10. Januar, dessen Ergebnis, wie immer es ausfallen mag, eine Wendung in der inneren Politik des Deutschen Reiches bedeuten wird. Kampfe werden entbrennen von noch nie erkehrter Heftigkeit, im Vordergrund aber steht die zukunftsreiche alte Forderung der sozialdemokratischen Partei: Arbeiter, begreift, um was es sich handelt, seid zur Stelle, es ist eilt, und der Sieg wird Euer sein!

Tagesgeschichte.

Halle a. S., 8. Januar 1908.

Reichstag und Landtag

treten an diesem Mittwoch in Berlin wieder zusammen. Damit legen auch wieder lebhafter als großen und kleinen Kämpfe ein, die sich in dem Hauptkampf der Zeit, dem um das preussische Wahlrecht grupieren. Von größter Wichtigkeit ist zunächst die Lösung der Reichsfinanzenfrage. Herr v. Bülow erklärt die Reichsfinanzfrage, „besonders Herr“ daß die Regierung mit dem Plane umgehe, eine Vermögenssteuer zu schaffen, die zwar von den Einzelgätern erhoben wird, deren Erträge aber nicht in ihre, sondern in Form erhöhter Materialbeiträge in die Reichskasse fließen werden.“ Außerdem ist eine Erhöhung der Brantweinsteuer in Aussicht genommen, während Branzensteuer und Weichener „in Mexico“ gehalten werden. Klar ist an der Nachricht der Volkszeitung, die die Erhöhung der Brantweinsteuer. Wir haben schon oft hervorgehoben, daß die Ersetzung der Erbschaftsteuer durch die Einführung einer fahrgesetzten Vermögenssteuer jede Erhöhung oder Neueinführung indirekter Steuern überflüssig machen würde. Wenn Ansehen nach handelt es sich aber in der Hauptsache um letztere, und die Vermögenssteuer würde dann nur ein Schönheitsretoucher an der sozialdemokratischen Woywölke.

Ueber den § 7 des Vereinsgesetzes ist man noch immer nicht handeleins geworden. Herr v. Bacher hat auf dem württembergischen Parteitag der süddeutschen Volkspartei ziemlich scharf, der Landtagsabgeordnete Elsas hat es noch viel schärfer kritisiert. Über gegen preussische Köpfe und bayerische Weimergemeinschaft gebundene Minorität. Die Gefahr ist größer als je, daß durch den Verrat des Freisinnigen ein Vereinsgesetz zustande kommt, das auf der einen Seite dreimal nimmt, was es auf der anderen einmal gibt.

Jud Süß.

Rebelle von Wilhelm Gauß.

„Junger Mann,“ sprach der Minister, „wenn Euch Eure eigene Nase und Wohlfaht lieb ist, so antwortet mir auf das, was ich Euch fragen werde, offen und ehrlich; denn Ihr könnt schließlich denken, daß es mir nicht schwer werden kann, Euch lehr zu sagen, die Ihr wagt, zu überweisen.“

„Ich bin herzoglich württembergischer Kammerer,“ erwiderte der junge Mann, „und der Eid, den ich als Christ und Bürger.“

„Laissez cela,“ fiel ihm der Jude ins Wort. „Ihr wäret nicht der erste, der seinen Eid gebrochen. Wer waren gestern, frag ich, die beiden Mästen, die sich an meinem Tisch zur Beilegung des Publitums unterhielten? Ihr wäret es, Ihr standet zunächst bei mir.“

„Das ist mir nicht bekannt,“ erwiderte er, „sagte Euch was mit dieser Stimme.“

„Nicht bekannt?“ rief der Minister. „Bedenket wohl, was Ihr gesagt, ich stehe hier als Euer Richter; habt Ihr keinen an der Stimme erkannt?“

„Keinen.“

„Keinen?“ fuhr jener bestürzt fort. „Und Euren Vater solltet Ihr nicht an der Stimme kennen?“

„Meinen Vater!“ rief der junge Mann erschauern: doch besonnen setzte er nach einer Weile hinzu: „Ihr irrt Euch, Herr Finanzdirektor, oder vielmehr, Ihr seid schlecht berichtet; mein Vater ist ein ruhiger, gelehrter Mann, und sein Charakter, sein Amt, seine Jahre verbieten ihm, das Publitum auf einem Fremdenhau zu umhüllen.“

„Sie irren! Ich es ihnen nicht verbieten,“ erwiderte jener mit hülfenden Augen, „und ich werde Mittel finden, es ihm zu verbieten. Ich weiß recht wohl, daß ich diesen Herrn von der Landeshaupt ein Dorn im Auge bin, und zwar aus dem einzigen Grund, weil die Herren nicht rechnen können; verhalten sie das Sinnmaßes so gut wie ich, sie würden sehen, was dem Herrn Fremdenhau Recht ist, aber nicht aller Tage Abend, und ich will diesen Rebellen zeigen, wer sie sind und wer ich bin!“

„Der Finanzdirektor!“ rief der junge Mann mit der Bitte des Anmutes auf den Wanken.

„Der Vater!“

„Mein Vater ist ein Ehrenmann,“ fuhr Süß fort, ohne sich von der stolzen Miene des Gewaltigen einschüchtern zu lassen: „Sie sprechen von Rebellen? Wie können Sie saen, daß mein Vater dem Herzog nicht immer treu gedient hat? Wie können Sie wagen, ihn einen Rebellen zu schimpfen?“

„Wagen?“ lachte Süß. „Hier ist von keiner Waagen die Rede, Herr Finanzdirektor, oder Rebelle ist jeder, der nur dem Land und nicht dem Herzog dient; er ist des Herzogs Verräter, aber er dient ihm schließlich, doch das soll nicht lange mehr zu bleiben. Was mich, Ihr würdigen dem Herrn Landeshauptkonsulenten, Euren Vater, fragen, daß ich recht wohl weiß, was die beiden Mästen wollten, und daß sie es mit dem dritten abgelehnt hatten; ich konnte ihn gestern nach so auf wie Euch verhalten lassen, und wenn ich es nicht tat, so verdammt er diese Schöpfung nur Euch!“

„Mit?“ antwortete der junge Mann schamlos. „Mir? Und ich begane auch Schöpfung, das ist, ohne ein Verbrechen zu begangen zu haben, diese Nacht in diesem Zimmer zu bringen durfte?“

„Nein!“ fuhr jener ruhig lächelnd fort, „dies war nur zur Aufklärung auf Euer Ansehen veranlaßt.“ Er wendete sich einige Augenblicke an der Belegenheit des Jünglings und fuhr dann fort: „Das gute Kind, wie hat sie mich gelehrt und auf den Knien gebeten, Euch zu retten! Sie glaubte nicht anders, als Ihr seiet wenn irgend eines Kapitalswertens gefangen. Und habt Ihr mir gar nichts zu sagen, Herr Rebelle?“

„Ihr kommt nicht nicht,“ erwiderte Süß, „und es ist mir nun wohl begrifflich, warum Ihr so hart mit mir verfahren; aber Las Charakter hätte Euch wohl dafür bürgen können, daß nichts Strafbares in diesem Verhältnis liegt.“

„Wirklich? Mort de ma vie!“ rief der Minister. „Nichts Strafbares? Meinem Sie, wenn ich etwas Strafbares in diesem Verhältnis ahnete. Sie hätten es mit einer Nacht auf der Wache abgelehnt? Bei den Geheimnissen meines Vaters! Wenn ich — auf Weichen oder Weichen gibt es Keller und Kasketten, wo kein Mond und keine Sonne scheint, da hätte ich den Herrn Sarazenen lassen sollen, bis er sein Schwabenalter erloscht hätte. Oder meint Ihr etwa in Euren kritischen Logik, einem Israeliten achte die Ehre seiner Familie nicht ebenso hoch als einem Wagner?“

Der junge Mann erich auf dieser Drohung, denn er beachte, daß es dem Abgesandten ein leichtes gemeten wäre, ihn spurlos von der Erde verschwinden zu lassen, aber sein mutiger Sinn lehnte sich auf gegen den Uebermut dieses Mannes, der seine Privatworte auf einer öffentlichen made und zur Behauptung seines Hausrechtes mit den Fremden des Landes drohte. „Ergelzen,“ sagte er mit Widen, vor wel-

chen der Minister die Augen niederzuschlug, wie Sie über Ihre eigene Ehre denken, mich ist nicht, doch scheint es mir nicht sehr ehrenvoll zu sein, solche Drohungen auszuhalten. Mein Vater ist zwar nur ein geringer Mann, in Veralecht mit einem so gewaltigen und hohen Herrn; aber der Landeshauptkonsulent Rebelle weiß, wo man in Deutschland Bedrohungen findet. Ich werde nicht so fern vor Schrecken, wie Euren Unabtriebf von getrennt hat der Kaiser nicht ungerichtet; was aber die Ehre Eurer Schmeiter betrifft, so kann ich Euch versichern, daß sie mir nicht minder teuer ist als meine eigene.“

„Ihr habt hübsche Anlagen zu einem Landeshauptkonsulenten,“ sagte der Jude ruhig lächelnd; „übrigens im Vertrauen gesagt, auf den Kaiser müßt Ihr nicht so sehr zuden; wozu dienen württembergischen Schwelbers, sonst man in Wien mit uns keine Hände an. Aber Ihr eselst mich, mein Schatz; ich habe Eure Arbeiten loben hören, und Köpfe wie der Herr kann man zu etwas Besseren brauchen, als Affen zu hüfen und Fasziat zu binden; Ihr seid Expeditivrat mit sechshundert Gulden Besoldung, und es freut mich, daß ich der erste bin, der Euch hierzu gratuliert.“

Der junge Mann sprach von seiner Dank auf und wollte wieder, als Ueberzähliger und Schreden schloß ihm den Mund. Hundert Gedanken kreuzten sich in seinem Kopf. Es war nicht die Freude, der Entzerrung, durch welche man sich sonst lange und mühsam schleppen, nun in einem Augenblicke überbrungen zu haben, was seine Seele füllte; es war der schredliche Gedanke, der der Welt für einen Schändling dieses Mannes zu gelten, der für einen Vater, vor allen guten Vätern gebrauchtem behaupten.

„Ergelzen!“ sprach er befangen. „Ich darf, ich kann diese Gnade nicht annehmen! Bedenken Sie, was mich man sagen, so viele Ältere, verdiente Männer.“

„Was dal Ich habe Euch bald gemacht,“ antwortete der Jude in beständigem Ton, „ich habe Euch um Kal erkannt, und Ihr seid es. Keinen Dank, keine überzogene Bekanntheit, ich habe das nicht. Nun, ich fern vor Schrecken, wie Euren fort, und wie nicht Ihr mit meiner Sa? Ihr habt mir ja das stille, blöde Kind ganz zersaubert. Für mich Euch nicht vor mir, junger Herr, ich bin nicht der Mann, der gerade so sehr um Reichum müht; Eure Komille geht unter die ältesten und angesehensten Bürgerfamilien, und das gilt mir in diesem Fall so viel oder mehr als Reichum. Euer Vater wird Euch was nicht viel mitgeben, er hat mit fast Ihr zufrieden sein, schließlich will ich meine Dea auskosten.“

(Fortsetzung folgt.)



... im Aufsatze mußte sich verpflichten, nichts Schlimmes über den — türkischen Sultan zu veröffentlichen. In mehr oder weniger systematischer Form eröffnete ein Gouverneur dem Redakteur eines innerjüdischen Wochenblattes, was nicht zum Ausdruck gelangen durfte: „Die Politik, die Sie nicht — sagte er —, denken Sie überhaupt nicht daran. Die Administration (Behörde) existiert für eine Zeitung und nicht, und über die Redigierenden kann natürlich nichts geschrieben werden. Die große Reichsbank hat überhaupt nicht existiert. Sie müssen jeden Gedanken an sie aufgeben...“

Was Wunder, wenn die offiziell abgeschickte Zeitung unter diesen Bedingungen wieder erschien? In Kasan wurden die Zeitungen täglich vom Zensur durchgesehen; keine Druckerie übernahm sonst aus Furcht vor administrativen Strafen das Drucken einer Zeitung. Die Nachfrage nach Präzedenzfällen (Vorbeugungsbesuchen) von Seiten der Verleger und Redakteure stieg so gewaltig, daß der Zensurinspektor in Odesa sich zur öffentlichen Erklärung gezwungen sah, man möge ihm Manuskripte zur Durchsicht nicht mehr senden, da die Zensurinspektionen abgeschafft und es infolgedessen nicht verächtlich sei, noch nicht im Druck erscheinende Manuskripte durchzusehen.

Gewerkschaftliches.

Das Ende der Ausperrung in der Krefelder Textilindustrie? Zu der Ausperrung der Samtweber wird es nicht kommen, denn allem Anschein nach wird der Kampf wohl im Laufe der nächsten Woche beendet werden. Erschüttert wurde für die Weber nichts. Nachdem alle Verhandlungen mit den Verbandstreibern von den Sachverständigen abgelehnt worden waren, hat der Oberbürgermeister sich sehr um eine Beendigung des Kampfes bemüht. Auch nur das geringste für die Streikenden herauszukommen ist ihm nicht gelungen. Erreicht hat er nach längeren Verhandlungen, daß die Sperre verjüngt wurde aufgehoben wird. Daß Maßnahmen nicht vorgenommen werden dürfen, hat der Oberbürgermeister gewünscht und diesen Wunsch zu erfüllen, haben sich die Unternehmer bereit erklärt. In den nächsten Tagen finden die Versammlungen statt, in welchen die Arbeiter zu den Vorschlägen der Unternehmer Stellung nehmen. Die Christlichen hatten sich schon vor der Versammlung des Fabrikantenverbandes für Aufnahme der Arbeit erklärt.

Die Reichspostverwaltung als Lohnrückerin. Die Ausbittler, die die Postverwaltung zur Bewältigung des Brief- und Postkartenverkehrs kurz vor Neujahr einstellte, erhielten beim Postamt in Burg a. M. in früheren Jahren pro Tag 2,50 Mk. für ihre aufrengende Arbeit. In diesem Jahre aber hat die Post die Konjunktur ausgenutzt, wie folgendes Schreiben, das einem Arbeiter zugeht, bemerkt:

„Der... Sie wollen sich umgehend darüber erklären, ob Sie für 2,20 Mk. Tagelohn am 1. Briefe befehlen wollen.“ (Unterschrift unleserlich).

Eine Lohnreduzierung von 12 Prozent! Da nicht anzunehmen ist, daß der Beamte in Burg auf eigene Faust diese Art Lohnpolitik betrieben hat, so scheint man es hier mit einer Maßnahme der oberen Postbehörden zu tun zu haben, die wieder ein bezeichnendes Ereignis auf den sozialen Geist der Postverwaltung unter Herrn Strauß wirkt.

Gerichtssaal.

Schwurgericht.

Salle, 7. Januar 1908.

Vorsitzender: Landgerichts-Direktor Jäck; **Ankläger:** Staatsanwalt Mauer; **Verteidiger:** Rechtsanwalt Dr. Pusch.

Verurteilung eines Fährerzöglinglings.

Auf der Anklagebank saß der 18-jährige Fährerzögling Gustav Siebert wegen vorläufiger Brandstiftung. Er ist aus Neudorf im Kreise Wertheim gebürtig und hat sich schon frühzeitig ziemlich unruhig ausgeführt.

Er kam schließlich in Zwangsverziehung, entließ aber in der Zeit von 1906 bis 1907 nicht weniger als achtmal aus verschiedenen Anstalten. Zuletzt befand er sich in der Fährerzöglinganstalt in Golsa. Auch aus dieser entwich er mehrmals, kehrte aber jedesmal freiwillig zurück. Er stellte heute vor dem Schwurgericht die Behandlung und Kraft in der

Golthaer Anstalt als schuldig hin. Die Wehrtaufnahme befähigte aber seine Vornamen nur zum Teil. Drei Zöglinge der Anstalt, auf deren Zeugnis sich Siebert berufen hatte, sagten übereinstimmend aus, die Behandlung in der Anstalt sei nicht ungesetzlich, es würde nicht viel geprügelt, auch das Essen sei nicht schlecht. Siebert aber sei ein ganz unzufriedener, sehr gefährlicher und gewalttätiger Mensch gewesen. Er habe unaufrichtig unter den Zöglingen geherrscht und aufzuwiegeln versucht, auch einige zum Entlaufen verleitet. Der Leiter der Anstalt äußerte, er habe sich alle Mühe gegeben, Siebert zu bessern, aber nie habe dieser sein Vertrauen gewonnen. Nach seiner seiner Zöglinge sei so schlecht gewesen wie Siebert. Allerdings müßte er, als möglich zu geben, daß er Siebert nach einem erneuten Mißvergehen in der Entrüstung mehrere Schläge mit einem Dörsen-Ärmel gegeben habe, sonst aber könne er sich nicht über schlechte Behandlung beklagen. Kurz vor der letzten Entlassung brachte S., er wolle der Anstalt schon noch einen Schutttun: den Neubau werde er in Brand stecken, und das alte Wohnhaus solle in die Luft fliegen. Sowohl der Leiter der Anstalt wie mehrere Zöglinge haben die Drohung nicht bloß für leere Worte gehalten. S. habe sich so schlecht benommen und sei bei dem geringfügigsten Anlaß so wütend geworden, daß ihm so etwas leicht zu tun wäre, auszusprechen. Er will in jener Nacht Selbstmordgedanken gehabt und sich den Arm aufschneiden wollen. Doch überlegte er sich die Sache und sagte den Entschluß, die Scheune in Brand zu stecken, um sich durch die Tat ins Gefängnis zu bringen, wo er zum wenigsten keine Prügel bekomme. Er rindete mehrere Bündel Stroh an und nahm dann heimlich mit. „Abrennen und weglaufen war ein“ meinte er. Von einem Hügel aus sah er sich die halb in hellen Flammen stehende Scheune an und entließ dann in die Höhe. Hier trieb er sich noch zwei Tage und Nächte umher, um sich dann aus Mangel an Nahrung und Obdach freiwillig der Polizei zu stellen. Der Brandschaden, den der Angeklagte angerichtet hat, ist sehr erheblich. Die Scheune war fast ganz mit Getreide gefüllt; zwei Viehställe waren ebenfalls in Anspruch genommen. Mehrere Wochen lang mußten die Geschworenen sprachen den Angeklagten schuldig, billigten ihm aber mildernde Umstände zu. Das Gericht rügte die Strafart als ganz feindlich und verurteilte den Angeklagten zu zwei Jahren sechs Monaten Gefängnis und fünf Jahren Ehrverlust. Eine weitere verhängte Haftstrafe von drei Wochen wegen Betrugs wurde durch die erlittene Unterwerfungshaft als verbüßt erklärt.

Stralkammer.

Vorsitzender: Landgerichtsdirektor Rehband; **Ankläger:** Staatsanwalt Tüde.

Eigentumsvergehen. Ein Wauschreiber von Bitterfeld, der vor einiger Zeit mit neun Monaten Gefängnis bestraft worden ist, wurde zu einer Aufschüttung von drei Monaten verurteilt, weil er von einem Hügel aus seinen Hund gebeläutert und deren Kinder die Spargroschen weggenommen hatte. — Ein Arbeiter aus Raasdorf wurde zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, weil er aus der Kommode seiner Wirtin einen Zwanzigerschein mitgenommen hat. — Ebenfalls wegen Zwanzigerscheins wurde vom Schwurgericht ein Arbeiterbüchse zu 15 Monaten Gefängnis verurteilt. Mit einem Betrugsmittel kam ein jugendlicher Zeitungsträger davon, der bei seinen Betrugsgängen eine Holzkiste und eine Prämie mitgenommen hatte. — Ein junges Dienstmädchen, das bei einer Nachbarin ein Zehnmarkstück und ein Raubmarkenparabuc mitgenommen hat, muß dafür eine Woche Gefängnis abmachen.

Aus den Nachbarkreisen

Wacht vor unfaire Räfte?

Ein eigenartiges Verlangen stellte in den letzten Tagen ein P. Kemmer aus Kleinleipisch an das Halle'sche Arbeitersekretariat. Der gute Mann war des Glaubens, daß die Ges-

treitäre der freien Gewerkschaften aus Auskunft erließen über die Gründung von — Schützvereinen! Er schreibt in einem Briefe, daß am Orte schon ein Arbeiterverein bestie, daß aber der Amtsdirektor seinem neugründenden Vereine Schwierigkeiten bereite. Die Arbeiter aber wollen doch ihren Schützverein haben. Der mitgeteilte Statutenentwurf enthält „nur“ 17 Paragraphen. Besonders hüßlich nehmen sich da folgende zwei aus:

§ 2

Zwei des Vereins ist, seinen Mitgliedern — besonders denen, welche nicht des Königs Rod getragen — Gelegenheit zu geben, durch Abhaltung von Festlichkeiten in altmütterlicher Weise Eintracht, Vaterlandsliebe und echten Bürgerfinn zu kräftigen und zu pflegen.

§ 8

Die Organisation ist eine militärische, welche sich in der Zusammenkunft nach der Zahl der Mitglieder richtet. Sie besteht vorläufig aus 1 Major als Vorsitzender, 1 Hauptmann als Stellvertreter, 1 Adjutant, 1 Leutnant, 1 Feldwebel, ... Interoffiziere, 1 Schriftführer mit Stellvertreter, 1 Kassierer mit Stellvertreter und ... Mannschaften.

Diese Paragraphen sollen in das Statut eines Arbeitervereins aufgenommen werden! Die Arbeiter sollen durch das militärische Gepräge des Vereins angeleitet werden! Der Mann aber, der diese Paragraphen formuliert, glaubt im Interesse der Arbeiterkraft zu handeln. Wie unklar muß es doch in seinem Kopfe aussehen und wie geistig arm müssen die sein, die seinen Ratschlägen folgen. Königs Rod — altmütterliche Weise — Vaterlandsliebe — der ganze Entwurf strömt von Patriotismus!

Aber auch etwas anderes kann mit der Gründung noch besprochen sein. Die Gegner der Arbeiterkraft suchen auf jede Art und Weise der modernen Arbeiterbewegung Abbruch zu tun. „Nationaler“ (gelbe) Agitatoren und Agenten des Eigenverbandes treiben überall ihr Unwesen! Gehört der P. Kemmer vielleicht zu ihnen, oder ist er nur der Strohmännchen anderer? Die Gegner der Arbeiterkraft wissen, daß leidigliche Arbeiter sich durch Schaustellungen und sonstigen Krampf leicht bezaubern lassen. Darauf werden sie wohl auch hier ihren Plan gegründet haben.

Wir empfehlen unseren Genossen und jedem denkenden Arbeiter, sich vom Treiben der Sorte wie Kemmer fernzuhalten und ihnen ganz energig die Tür zu weisen. Mag Kemmer sich als Major gerieren, die Arbeiter sind zu gut, um „Mannschaft“ zu spielen!

Präsen, 6. Januar. (E. B.) Ein Spitzhube hatte es heute abend auf das geschätzte Schenken eines hiesigen Arbeiters, welcher mit seiner Frau zum Vergnügen war, abgeholt. Er wurde aber zweimal bei seiner Arbeit geföhrt und mußte ohne Beute abgehen. Das erste Mal wurde er von Frauen unter den Fenstern an der Straße getroffen, das zweite Mal von Nachbarn unter den Fenstern im Hofe. Bei beiden Gelegenheiten ist ein und dieselbe Person erkannt worden. Das war aber schade!

Frauenhain, 6. Januar. (E. B.) Schnell tritt der Tod den Menschen an. Der Eisenarbeiter Diege von hier fiel am Sonnabend früh, kurz nach Beginn der Arbeit, auf seinem Arbeiterplatze im Gießwerk tödlich tot um. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Randberg, 7. Januar. (E. B.) Eine Privatbeileidigungsfestgabe hat der Steinbrucharbeiter Schneider von hier gegen den bekannten Polizeileutnant Matuffe vor dem Schöffengericht Halle anhängig gemacht, die heute zur Verhandlung kam. Schneider soll im Juni vorigen Jahres einem Gutsherrn, bei dem er beschäftigt gewesen, erzählt haben, Matuffe habe es in einer Untersuchungsablage in Raumburg mit dem Eide nicht sehr genau genommen. Dies erzählte der Gutsherr dem Matuffe wieder und letzterer soll darauf gelegt haben, daß Schneider kann nur kluge sein, denn von dem, was er da in Raumburg geschrieben hat, ist nichts nicht wahr. Von dieser Erzählung bekam nun Schneider wieder Kenntnis und bei letzterer geschäftlich wurde mit der Behauptung, vom falschen Schreiber bekomme man schwarze Finger, Lidte er gegen den Polizeileutnant. Matuffe hat nun Verurteilung gegen Schneider erloben. Beide wollen durch Zeugen den Beweis für ihre Behauptungen antreten. Da noch Zeugenablagen erfolgen sollen, mußte die Sache vertagt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Bünnig in Halle.

Grosser

Räumungsverkauf

<p>ca. 1050 Spatzen- und Spitzelstoffs 50 Pf. in nur modernen Dessins Meter Meter 1.85 1.25 Mk., 85</p>	<p>ca. 2750 Damen-Unterröcke 135 Pf. Besonders empfehle einen Posten Tuch-Röcke mit Volants u. Soutachebesatz das Stück 1.75 u. Mk.</p>	<p>ca. 3350 Knaben- und Mädchenmützen 20 Pf. Neuheiten in Tuch, Lammfell, Eis'ar etc. Besonders empfohlen Matrosen-Mützen und Hauben Stück 30.</p>	<p>ca. 25925 Seidenstoffe 125 Pf. Besonders empf. einen Posten schwarze und farbige. Reineidene Mervalloux Meter Wert 250 M. Meter 1 Mk.</p>
<p>ca. 44110 Waschstoffe 28 Pf. Besonders empfehle einen Posten Mouseline imitat. Meter</p>	<p>ca. 1300 Englische Tüll-Gardinen Vorzügliche Qualitäten, besonders empfohlen 3 Serien Posten I Posten II Posten III statt 65 Pf. Mtr. 42 Pf. statt 68 Pf. Mtr. 48 Pf. statt 65 Pf. Fenster 3.50</p>	<p>ca. 37200 Spitzen u. Einsätze 5 Pf. Valenciennes und Spachtel, nur bessere Genres, das Meter 25, 15, 10, 7, Meter</p>	<p>ca. 2200 Damen-Krawatten und Lavalliers 10 Pf. herrliche Neuheiten, Stück 75, 48, 35, 25, Pf.</p>
<p>ca. 20000 Winter-Veloutin 35 Pf. imt. Flanel, extra schw. Qualit., Wert 65 Pf. und höher Meter 38</p>	<p>ca. 67600 Seidenband 29 Pf. Besonders empfehlen einen Posten seid. 11 cm breies Libertyband. Meter</p>	<p>Geschäftshaus</p> <h1 style="margin: 0;">J. Lewin</h1> <p>Halle a. S., Marktplatz 2 und 3.</p>	

Wir überbieten nach wie vor Alles!

Wir überbieten nach wie vor Alles!



Prozeß Peters - von Bennigsen.

(Beilageblatt Dr. Karl Peters gegen die Kolnische Zeitung und Gouverneur a. D. v. Bennigsen.)

Hg. Köln, den 7. Januar 1908.

Der Beilageprozeß, den der frühere Reichstagsminister Dr. Karl Peters gegen den verantwortlichen Redakteur der Kölnischen Zeitung, Ludwig August Bennigsen, und ihren Verleger, den Gouverneur a. D. Rudolf v. Bennigsen, angehängt hat, nahm heute früh vor dem hiesigen Schöffengericht seinen Anfang. Den Vorsitz führt Amtsgerichtsrat Kahl. Den beiden Beklagten steht Rechtsanwalt Dr. Paul Böhm zur Seite, dem Kläger Justizrat Sello Berlin. Gegenstand der Klage ist ein Artikel der Kölnischen Zeitung vom 20. März 1906, zu dessen Besprechung ich hier Dr. v. Bennigsen bekannt hat. Die entscheidende Stelle lautet: „Von größerer Wichtigkeit für den Fall Peters ist, daß in dem Aktenmaterial ein Brief vorhanden ist, den dieser an den englischen Bischof Woodwood von Magla geschrieben hat, und der den Inhalt des gefälschten Zurechnungsbriefes große Ähnlichkeit hat. Herr v. Bennigsen hat ipso facto bestätigt, daß nicht der Bischof Woodwood sondern der Bischof Smithies in Magla der Adressat gewesen ist. Sollte die Vernehmung bis zum Schluß dieser Woche nicht beendet sein, so wird sie am Montag und Dienstag mit Rücksicht auf die Verhandlung gegen den Gouverneur von Bukkaram vor dem Reichsoberlandeshofe, den Justizrat Sello gleichfalls verteidigt, ausgesetzt werden.“

Justizrat Sello: Ich sehe mich genötigt, die Verhandlungen mit einem Hammer und Gekochten Prozeß zu begimmen. Der Prozeß schwebt seit anderthalb Jahren, aber erst am 3. Januar d. J., während ich in dem untern ganzen Vaterland begehende Wollst- und Farben-Prozeß tätig, und während mein Klient allen Bemühen hat, die Verhandlungen mit ihrer Höhe von mehr als 20 Tausend Mark und Sachverständigen überdeckt. Eine solche Veranlassung ist geradezu ein Verbrechen; daraufhin ist keine Verhandlung im Sinne unserer Strafprozeßordnung möglich. Ich will den Ausdruck, mit dem mein Klient die Art Lieberungsmaßnahme bezeichnet hat — er ist dem öffentlichen Urteilsamt entnommen — nicht wiederholen, was aber unter allen Umständen dieser Verhandlung, von der man sagen kann, daß sie die ganz geübteste Welt interessiert, eine prozessual annehmbare Grundlage dadurch zu geben, daß die Gegenpartei ihre alterprobierteste Pflicht erfüllt und uns mittelst, nämlich die von ihr geladenen Zeugen vernommen werden sollen, nicht geraten wir wieder in einen unersichtlichen Prozeß hinein, wie er im vorigen Jahre zum Unheil unseres Vaterlandes am 17. der Nacht verhandelt worden ist. Hier steht nur der angebl. Brief an den Bischof Woodwood zur Verhandlung, nicht der ganze Aktenbestand, d. h. die ganze amtliche Tätigkeit meines Klienten als Reichstagsminister.

Herr Rechtsanwalt Kahl: Es ist richtig, daß der Kollege Sello sehr früh in den Besitz der Zeugnismittel gelangt ist. Wir haben nämlich immer darauf gewartet, ob die Vernehmung der Peterspresse, das heißt die Sache gründlich aufgearbeitet, und alle erreichbaren Zeugen geladen werden sollten, vom Privatkläger wahrgenommen würden. Schließlich ist es uns zu lange gedauert, und da haben wir die Zeugen selbst geladen. Im übrigen werden wir eine Beschränkung der Verhandlung auf einen Brief an den Bischof Smithies nicht zulassen. Der in dem Brief an den Bischof Smithies in dem Akte als gefälschtes Material gegen Dr. Peters behauptet wurde, dann wird Herr Sello mich sehr weagen, ihm zu verkündigen, und diesen Satz lassen unsere Zeugen vernommen. — Vorl. (zum Bekannten): Sie wollen also betreiben, daß Dr. Peters die Fälschung des Aktes und der Jagoda nicht aus sachlichen Gründen hat vornehmen lassen, sondern aus gewissen Motiven. — Herr Kahl: v. Bennigsen hätte nicht die Absicht, über den Brief gegen Dr. Peters sondern gegen Dr. Kahl, der den Brief gefälscht hatte, auf Grund der Tatsache, daß der Zurechnungsbrief nicht existiert, den Abg. v. Bennigsen in der Hand und den Peters wieder vernommen. Da wollte ich, der ich die Verhältnisse genau kenne, den wahren Sachverhalt darlegen. Der Zurechnungsbrief hat in der Reichslandsverhandlung des Jahres 1896 gar keine Rolle gespielt. Selbst brachte nicht ihn sofort das andere Vernehmungsmaterial vor, und als dadurch Kolonialdirektor Kanfer sich veranlaßt sah, Mitteilungen aus den Akten zu machen, sagte der Zeu-

trumsabgeordnete Lieber sofort, daß die Darstellung Kanfers für Dr. Peters noch entwerfenden der sei wie die Peters, und der selberrige Abg. Bennigsen sagte hinzu, daß nach den Mitteilungen des Kolonialdirektors Peters entweder verdrückt oder ein Scheuflak sein müsse. An der Vernehmung ist Kolonialdirektor Kanfer mit schuld; er konnte längst das Aktenmaterial aus dem Akte herausheben, er hätte nur die Akten öffnen müssen, und hielt sich deshalb jetzt an den Zurechnungsbrief als ein Raum, um endlich die neue Unternehmung einzuleiten. Unrichtig aber ist, daß der Zurechnungsbrief die Ursache oder der Hauptgrund des Disziplinerverfahrens gegen Peters gewesen wäre. Der Zurechnungsbrief selbst enthält nicht. Über es bezieht ein Brief an den englischen Bischof Smithies, der mit dem Zurechnungsbriefe große Ähnlichkeit hat. Er ist ebenfalls an einen englischen Bischof gerichtet und enthält die Mitteilung über einen Ehebruch des gehängten Dops Mabrut und der hingerichteten Jagoda. Dr. Peters selbst hat ich gegen die Auslieferung dieses ihm sehr unangenehmen Briefes durch seinen damaligen Wehrer, den Abg. v. Bennigsen, um Unterforschungsrichter im Disziplinerverfahren, erst leiten drängen lassen. Die Behauptung, daß Peters ein Brief, wie den Zurechnungsbrief, geschrieben habe, sei schon deswegen keine Behauptung, die ihn beliedigen könne, als er in dem Briefe an Bischof Smithies wie in Unterredungen mit dem Zeugen Bronlat v. Schellendorf, Kahlmet, Müllersfeld und Fernes sich auf den Standpunkt gestellt habe, daß er ein Recht habe, den Mabrut gegen auch die Jagoda wegen Ehebruchs die Todesstrafe zuzuerkennen. In ganz Deutsch-Ostafrika ist von Eingeborenen und Europäern der Tadelstand stets so aufgeführt worden. Gouverneur v. Soben, Bischof Smithies und Herr v. Belom, die zuerst von der Sache erfahren, haben die Lieberzeugung gehabt, daß Mabrut und die Jagoda wegen ihrer geschlechtlichen Verhältnisse ihr Leben in der Kolonie zu verbringen, was man in Deutsch-Ostafrika allgemein des Glaubens, daß die folgenden drei schweren Expeditionen des Leutnants v. Bülow, v. Mantelwies und v. Scheele nur durch das unerschütterliche Verhalten des Dr. Peters notwendig geworden sind. All das kann Peters doch nicht als „Rückwärts“ abtun. Schon eher ist nach Afrika, um von allen Seiten gegen die Verhältnisse der Peters viel Leides abzuwenden, und man hat mit Peters in kolonialpolitischen Beziehungen stand, bezogen dafür zu sorgen, daß ich nicht etwa mit Peters in unferem Hause zusammenrücke. Lieber die Kolonialdirektoren waren schon damals durch die Gerichte im Unlauf. Als alter präsidenten Landrat habe ich mich sehr geäußert, daß als ich nach Afrika ging, ich von allen Seiten gegen mich wurde. Da ich mich in der Sache v. Bennigsen, die ich als ein Recht habe, habe. Schon auf der Fahrt habe ich dann von einer ganzen Anzahl alter Afrikaner, daß Peters einen schwarzen Diener und eine schwarze Dienerin aus persönlichen Gründen hatte hängen lassen. Als ich neun Monate lang als Gouverneur von Deutsch-Ostafrika vertrat, habe ich Gelegenheit, einen Begleiter an dem Kaiserhofe Johanne kommitiert über eine gute politische Geschäftsführerrolle zu vernehmen. Er gelang mir ohne viele Straußen ich, daß diese Geschäftsführung nur komische zur Verbedung ist, daß er darauf zu entschließen, daß er dem Brief seiner Vorgesetzten habe nachkommen müssen. Gleichzeitig erwiderte ich, daß ich die Untersuchung gegen Peters nur Scheinuntersuchungen gewesen seien und daß man die Disziplinarmassnahmen absichtlich im Sande verlaufen lassen. Damals schrieb ich die Hauptrolle des Kolonialdirektors Kanfer zu, aber Kanfer war in Wahrheit ein ungewöhnlich fleißiger, gewissenhafter und tüchtiger Beamter und wurde zu seiner ganzen Haltung in der Peterssache nur durch die Verhältnisse in der Kolonie hinhaltet. Das war ein sanfter, schwacher und nachgiebiger Charakter. Das war in diesem Falle sein Unglück; denn die Peterssache hat wie ein Wurm an seinem Werke gezeitigt und ihn schließlich ins Grab gebracht. (Mit erheberten Stimme): Das werden wir beweisen!

Anlässlich der dritten Disziplinarmittelvernehmung entdeckte ich auch, worauf mich mein Freund Herr v. Mantelwies hinwies, daß Peters die Akten in der Sache v. Bennigsen, die er begründeten Forderung gegen den Hauptkläger Kanfer hatte, wahrheitswidrig mit dem Fortlaufen eines Mannes und der Spionage der Jagoda statt mit dem Fortlaufen der Weiber

erläßt. Ich habe diese Tatsache in einem Sonderbericht kräftig hervorgehoben, um es den Herren in Berlin möglichst schwer zu machen, darüber hinwegzukommen. Denn wir waren drüber außerordentlich misstrauisch gegen Berlin geworden. Immer wieder tauchte die Nachricht auf, daß Peters Gouverneur von Deutsch-Ostafrika werden sollte. Ich habe damals öffentlich erklärt, daß ich dann aus dem Kolonialdirektorsamt scheidet würde, weil ich unter einem Peters nicht Beamter bleiben könnte, und die ganze Kolonialdirektorschaft veröffentlichen würde. Wie nahe damals das Unglück war, das unferen schönen Deutsch-Ostafrika drohte, haben wir zu unferen Schanden in Jahre 1896 erfahren, als in dem Prozeß gegen den beurlaubten Friedrich Schröder der Brief eines nahen Verwandten von ihm verlesen wurde, in dem es hieß: „Gott, daß wir dafür, daß man eine Zeitung in Deutschland nicht schlechter von Dir hört; denn bald wird Peters Gouverneur und dann sollst Du ein hoher Beamter in Deutsch-Ostafrika werden.“ Es ist das derselbe Schröder, der wegen eines Ammuniellums von Verbrechen in der ersten Hälfte von 15 Jahren Zwangsarbeit, in zweiter Hälfte leider nur noch zu sechs Jahren neun Monaten Gefängnis verurteilt wurde, über den Peters eine schützende Hand hielt. Um so heftiger und niederträchtiger haben die Petersblätter jeden angegriffen, der den gefährlichen Aspiranten des Dr. Peters entgegengetreten und nicht wollte, daß ein Mann mit einer solchen anrüchlichen Vergangenheit in unferem öffentlichen Leben eine Rolle spiele. So hat man den Richter Herrn v. Bennigsen, den Kolonialdirektor Kanfer und unmaßliche Männer, die als Beamte, Zeugen oder Schriftsteller dem Dr. Peters entgegengetreten sind, durch die ganze Welt verfocht, beschimpft oder nach ihrem Tode als geistig minderwertig hinausfickelt. Damit Peters Gouverneur werden könnte, oder Reichstagsabgeordneter — noch bei der letzten Wahl mußte die nationalberühmte Partei seinen Kandidatur aufgeben, weil er nicht die nötige Mehrheit im Reichstagsparlament geistig beschimpft. Als bekannt wurde, daß ich der Verfasser des hier intrinimierten Artikels sei, habe ich in der Peterspresse einen ganzen Haufen von Schimpfwörtern gegen mich gefunden, wie: „Mitarbeiter an Zurechnungsbrief“, „Beitrag der Sozialdemokratie“, „Kolonialpantalon“ und „Woll“ rühren diese Behauptungen nicht, und noch mehr kommt. Ich habe mich nicht zu mühen, einmal mit dem Petersschen Angriff doch sehr schwere Sachen bereitet. Als der Vorgänger des Dr. Peters am Kolonialhofe, Herr v. Elk, seinen mühen, offenen Brief an Dr. Peters richtete, fiel die Peterspresse wie ein Stein über ihn her, und da die Leipziger Zeitung die Wahrheit in der Sache nicht, und andere kleinere Zeitschriften, welche ich in unferen, entgegen zu setzen, oder seinen Absicht einzuzeichnen. Kurze Zeit darauf erteilt ich die Nachricht von seinem plötzlichen Tode und führte ihn auf diese Angriffe zurück. Später erfuhr ich, daß v. Elk an einer Tuberkulose gestorben sei. So ist er einem Verlogen durch den Tod entgangen. Persönlich kenne ich Dr. Peters nicht, er ist mir ganz gleichgültig; aber sachlich habe ich eine mehren öffentlichen Beziehungen zu ihm. Dr. Peters in unferer Allgemeiner, wie in unferer Kolonialpolitik für unzulässig und schädlich. Die Gründe dafür liegen für jeden ernstlich Wissenden offen auf der Hand.

Dr. Peters erwiderte darauf: Herr Präsident, es werden hier Dinge vorgebracht, die erst Gegenstand einer längeren Bemerkung sein sollen. Herr v. Bennigsen hat Behauptungen wiederholt, die bereits als vollständig unmaß nachgewiesen sind. Vorl.: Es handelt sich ja auch nur um ein öffentliches Auftritte. Herr v. Bennigsen hat sich aber nicht Herrn v. Bennigsen nicht wegen seines ganzen Kräfte sondern nur wegen der Behauptung verlastet, daß ein Zurechnungsbrief existiert, ich habe durch den Grafen von Arnim-Mustau im Reichstage mein Ehrenwort gegeben lassen, daß ich niemals an einen englischen Bischof einen Brief geschrieben hätte, wonach die Fälschung des Aktes und der Jagoda aus geschlechtlichen Gründen erfolgt sei. Es ist ja auch lang nachgewiesen, daß Mabrut und die Jagoda gar kein Verbrechen miteinander gehabt haben. Trotzdem tritt Herr v. Bennigsen auf und behauptet, ich hätte einen solchen Brief an den Bischof Smithies geschrieben. Die Liebererkenntnis zwischen dem angebl. Zurechnungsbrief und dem wirklichen Smithies-Brief besteht darin, daß der Brief des Dr. Peters ein abgefaßter Brief ist und daß beide Briefe mit Tinte auf Papier geschrieben sind. Der Inhalt ist ein ganz anderer. In dem Briefe an Smithies steht ausdrücklich das

156

Der Octopus.

Eine Geschichte aus Kalifornien.

Von Franz Karris.

Am frühen Nachmittage erreichte Breslau, wie er gelang hatte, die Höhe an der Quelle des Waderlofer-Baches. Wälfen erklangen er die höchste Erhebung und stieg dann lange und zum letzten Male über die zu seinen Füßen wie eine Riesenschlange sich aufwindende Felsene. Unabsehbar und in unermesslicher Weite dehnte sich, von der Höhe herab, und unter dem roten Glutwege der Sonne schimmernd und glitzernd, das fruchtbare Ackerland des San Joaquin-Tales. Es war die Zeit nach der Ernte, und die Almatuer Erde, nach den Wehen der Geburt von der Frucht ihres Leibes entbunden, schloß jetzt den Schlaf der Er schöpfung; in tiefer Wollust lag der Kolob, die Wurme der Wälder, die ewige, tröstliche und glückliche Erbschaft der Welt.

Und während Breslau in die Weite blickte, da überkam ihn mit züngelnder Kraft die Erkenntnis des Sinnes und der Bedeutung jenes großen Rätsels des Wachsens und Werdens. Einen Augenblick lang war es ihm, als ob das Geheimnis des Daseins sich ihm offenbarte. Die Menschen waren wenig mehr als nichts, lebendigen Steinier Art, Enttäuschungen, die zwischen Wagnis und Abenteuern ihre Schwingen regten, harten und vergeblich wurden. Vanamee hatte gelang, es gab keine Tod. Für Breslau war jetzt der Augenblick gekommen, in dem er noch einen Schritt weiter gehen konnte. Die Menschen, der Tod, das Leben waren nichts; nur die Kraft war da — die Kraft, die Menschen schuf und sie wieder dahinstreife, ihm Platz für immerwährende Schöpfung zu schaffen. Die Kraft, die der Welt die Weisheit ließ und ihn von den Fesseln aufsummele, damit eine neue Ernte heranzuwachsen konnte.

Es war das Geheimnis des Werdens, das erlaunliche Wechsel des Bergens und Wiederwerdens im regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten. Sonne und Sterne gaben das Zeitmaß für die ewige Eintracht der Wiedergeburt, deren gewaltiger Kontakt ihn mit der unendlichen Weisheit eines riesigen Lebens. Der Hand Gottes des Herrn selbst entrüstete ewig und unveränderlich die alles durchdringende Luftkraft.

Während Breslau noch über das weite Tal hin schaute, ergriffte er in der Ferne die Gestalt eines Mannes, der gedrohtensam auf „William Can Ivan“ zurück. Trotzdem der Mann nicht viel mehr als ein großer Punkt war, so lag doch

in seinem Gange etwas Unverkennbares für Breslau, dem es außerdem schien, als ob der ferne Wanderer keinen Tag früge. Breslau gab seinem Vorn die Sporen. Der Mann war zweifellos Vanamee, und Breslau, der jetzt die vom Vieh zum Waderlofer-Bach getretenen Wäde imablagte, holte auch bald seinen Freund ein. Auf den ersten Blick fiel es ihm auf, daß Vanamee sich verändert haben mußte. Er war nicht mehr ein Mann, sondern ein Wesen, das sich nicht mehr nach den Gesetzen der Natur, sondern nach den Gesetzen der Götter bewegte. Er war ein Wesen, das sich nicht mehr nach den Gesetzen der Natur, sondern nach den Gesetzen der Götter bewegte. Er war ein Wesen, das sich nicht mehr nach den Gesetzen der Natur, sondern nach den Gesetzen der Götter bewegte.

in seinem Gange etwas Unverkennbares für Breslau, dem es außerdem schien, als ob der ferne Wanderer keinen Tag früge. Breslau gab seinem Vorn die Sporen. Der Mann war zweifellos Vanamee, und Breslau, der jetzt die vom Vieh zum Waderlofer-Bach getretenen Wäde imablagte, holte auch bald seinen Freund ein. Auf den ersten Blick fiel es ihm auf, daß Vanamee sich verändert haben mußte. Er war nicht mehr ein Mann, sondern ein Wesen, das sich nicht mehr nach den Gesetzen der Natur, sondern nach den Gesetzen der Götter bewegte. Er war ein Wesen, das sich nicht mehr nach den Gesetzen der Natur, sondern nach den Gesetzen der Götter bewegte. Er war ein Wesen, das sich nicht mehr nach den Gesetzen der Natur, sondern nach den Gesetzen der Götter bewegte.

ungslosen Verzweiflung. Nun, das Ende ist noch nicht gekommen. Was bleibt nun übrig, nachdem alles vorbei ist, nachdem die Leiden begraben und die Leiden gebrochen sind? Lieberwilde das von der erhabenen Höhe der Wälfenliebe — das größtmögliche Gute für die größtmögliche Anzahl von Wesen? Menschen gehen unter, sterben, werden verachtet, unangenehm, unheimlich? Suche das zu finden nicht nur in dieser sondern in jeder Krise im Leben der Welt, und wenn dein Bewußtsein nicht genug ist, so wirst du sehen, daß niemals das Böse sondern immer das Gute schließlich bestehen bleibt.“

Lange schlugen beide. Der von neuen Gedanken erfüllte Breslau war in tiefen Sinnen verunken; endlich sprach Vanamee: „Ich hielt Anrede für tot. Ich meinte auf ihrem Grabe und trauerte um die in Verfassung Gelebten. Sie ist herrlicher als je zu mir zurückgekehrt. Frage mich nicht. Dieses Wunder, dieses Wohl in Worten zu leiden, wäre mir eine Entbehrung. Das muß dir genügen. Anrede ist zu mir zurückgekehrt, und ich bin glücklich. Adieu.“

Kahl erhob er sich. Die Freunde drückten sich die Hände. „Wir werden uns nächstens wiedersehen“, sagte Vanamee. „Ain nomee, das heißt die letzten Worte sind, die ich dir spreche, so hören du sie und bewahre sie im Gedächtnis, denn ich weiß, daß ich die Wahrheit spreche. Das Böse ist kurzlebig. Buertheil nicht den ganzen Kreis des Daseins nur nach dem Auschnitt, den du sehen kannst. Das Ganze ist schließlich vollkommen.“

Und noch war er im Gange, Einarm und nachdenklich saß Breslau im Winkel sitzend, durch den hier noch unermesslichen Fels; auf immer lehrte er den der Fülle reifen Wesens prägenden Blüten den Wälden.

Nicht so Vanamee. Stundenlang durchschritt er die Gegen; bald schloß ihm sein Weg in dem verlassenem Gebirge vorbei, das einst Anzimmers Heim gewesen war, bald schritt er durch den rauchenden, noch ungemähten Weizen von Lauten Sade, bald erkundete er die Höhe der Hügel weit im Norden, und dem wieder dem gewöhnlichen Wege der zu Laut fließenden Wäde zu folgen. So verging ihm die Nacht. Strahlend brach der wolkenlose Tag an. Die Nacht war veranlassen Koff breitete sich die Morgenröte über den östlichen Horizont. Die freudenerinnernde Sonne landte ihre trüblichen Strahlen über die Schmiter der Erde und flammte in blendendem Glanze bis zum Zenith empor; wie das Auge Gottes des Vaters blickte das Tagesgestirn herab auf die Gärten. (Fortsetzung folgt.)



7. Januar. (C. B.) Wegen Entweihung ...

Stadt-Theater.

Die letzte Aufführung der Oper ...

Aus den Nachbarkreisen.

Raumburg-Weißensfeld-Zeitz.

In unseren Protestveranstaltungen!

Für die zu morgen abend einberufenen ...

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.

In die Demonstrationen!

Der Ansturm des preussischen ...

Demonstrationen für das Frauenwahlrecht

Als in den Versammlungen am ...

Weitere Protestveranstaltungen

Am gestrigen Dienstag fanden ...

Eine verunglückte Kirch-Aktion.

Am gestrigen Dienstag fanden ...

Heute hat nun die Gruppe B ...

Zeitzers, 7. Januar. (H. G.) ...

Samstag, 7. Januar. (C. B.) ...

Naßberg bei Zeitz, 7. Januar. (C. B.) ...

Witzersfeld, 7. Januar. (C. B.) ...

Schlochau, 7. Januar. (C. B.) ...

Witzersfeld, 7. Januar. (C. B.) ...

Witzersfeld, 7. Januar. (C. B.) ...

Witzersfeld, 7. Januar. (C. B.) ...

Witzersfeld, 7. Januar. (C. B.) ...

Witzersfeld, 7. Januar. (C. B.) ...

Witzersfeld, 7. Januar. (C. B.) ...

Witzersfeld, 7. Januar. (C. B.) ...

Witzersfeld, 7. Januar. (C. B.) ...

Witzersfeld, 7. Januar. (C. B.) ...

Witzersfeld, 7. Januar. (C. B.) ...

Witzersfeld, 7. Januar. (C. B.) ...

Witzersfeld, 7. Januar. (C. B.) ...

Briefkasten der Redaktion.

C. Sch., Straßburg ...

50 M., D. Die 60 M. ...

Ar. 61 be. R. Die nächsten ...

Zeugnis 1908. Die 8 M. ...

Im Informatell der ...

Wahlkreis ...

Sängerlausen: ...

Wahlkreis ...

Telephonischer ...

Letzte Nachrichten.

Die Leiter der ...

Am 8. Januar. ...

Am 8. Januar. ...

Am 8. Januar. ...

Am 8. Januar. ...

Am 8. Januar. ...

